

Lotte Paepcke
Unter einem fremden Stern

8 grad

Lotte Paepcke

Unter einem fremden Stern

Nachwort von Lotte Paepcke
Nachwort von Dr. Andreas
Paepcke, Barbara Fleck und
Ursula Paepcke

Damals, in jenen Jahren in Köln, ging alles noch gut. Das blendend helle Licht über dem Strom schien alle Dunkelheiten der Zeit zu verschlucken. Kühl wehte der Atem aller Weiten über den Wassern, und die Schiffe glitten wie wunderbare Träume des Lebens vorbei. Ich atmete, ich träumte mit ...

Voll Freude am wechselnden Schauspiel der Tage lebte ich unter den Menschen. Wie wiegte es sich weich in den liebenswürdigen Schwindeleien, mit denen die Kölner Gemüsefrauen ihre Kunden und sich selbst belogen! Wie viele Verheißungen brachte jede Stunde: des Handwerkers, dass er morgen komme; des Fischhändlers, dass er den aller schönsten aller Fische für mich heraussuchen werde; des Beamten, dass er die erbetene Sache noch am selben Tag erledigen werde, – Verheißungen, deren Erfüllung weder der Versprechende noch man selbst jemals erwartete. Im stillen Einvernehmen darüber, dass das Menschliche allzu menschlich ist, verzieh man einander, dass man sich nicht ganz ernst nahm. Wer dort lebte, am Rhein, bei den kreisenden Wellen, unter der wechselnden Bläue des Himmels, war eingereiht in das Spiel der Menschen mit den schweren Dingen, war Freund unter Freunden und allem Lebendigen zugetan.

Dann wurden die Synagogen zerstört. Jüdische Männer kamen in die Konzentrationslager, jüdische Familien wurden abtransportiert.

Lange schwieg ich, und die grausame Verwandlung meines Lebens blieb mein Geheimnis. Das Gesicht meines Daseins war zu einer bedrohlichen Maske erstarrt, die fröhliche Geschäftigkeit der Tage war dahin. Das Spiel war aus.

Doch an einem Morgen war es mir, als könne ich die Last des Schweigens nicht mehr länger tragen, und ich ging zu der kleinen stillen Frau in unserm Haus, mit der uns eine

nachbarliche Freundschaft verband, und sagte ihr, dass ich Jüdin sei. Eine Weile war Schweigen, dann antwortete sie: »Ich bin es auch.« Und sie kochte einen Bohnenkaffee, und wir tranken einander zu: dass wir bestehen möchten, was uns erwartete. Schon hatte unser Schicksal uns herausgeführt aus der Gemeinschaft der Menschen, mit denen wir bisher gelebt hatten, heraus aus der Helle des Lichts über dem Fluss und dem bunten Getriebe der Straßen. Wir waren auf dem Weg nach draußen, wo keine Heimat mehr ist.

Später wurden unsere Nachbarn in ein Ghetto verwiesen. Zunächst konnten sie erreichen, dass sie mit ihren drei Kindern im unteren Stockwerk des Hauses eine durch Fliegerangriff zerstörte, vom Wohnungsamt nicht mehr beanspruchte Wohnung beziehen durften. Diese plötzliche Enthüllung ihrer Verfemung vor den übrigen Hausbewohnern, unter denen sie bislang unerkannt und geachtet gelebt hatten, war eine unerträgliche Pein für diese bürgerliche, am Herkommen hängende Familie. Aber das nationalsozialistische Ehepaar Rudolf, vor dem sie sich vor allem gefürchtet hatten, hatte inzwischen den einzigen Sohn im Krieg verloren, und das Leid hatte ihre heroischen Herzen milder gestimmt. Und Familie Kleinbrink, ein junges Ingenieur-Ehepaar, das noch nie andere Gedanken als die der nationalsozialistischen Zeitungen gedacht und noch nie andere Gefühle als die im Film vorgeführten gefühlt hatte, wurde bald bei einem Fliegerangriff schwer verletzt, und die hochblonde, rosige Frau erblindete.

So wurde die Erniedrigung der Ausgestoßenen in dem allgemeinen Unglück bald ein wenig vergessen. Und es dauerte nicht lange, dann war der Niveau-Unterschied der bevorzugten und benachteiligten Schicksale ganz aufgehoben durch eine Bombe, die das ganze Haus dem Erdboden gleichmachte.

Aber damals lebten wir schon nicht mehr in Köln. An einem grauen Novembertag verließen wir die Stadt und kamen gegen Abend in Leipzig an, wo Ernst in eine neue Stellung berufen worden war.

Der schöne Bahnhof entließ uns in die Leipziger Straßen mit ihren schweren, pompösen Geschäftspalästen aus der Zeit des siegesgewissen Industrialismus. Blassgraue, meist schwächliche Menschen eilten dazwischen geschäftig und beflissen ihren Abendobliegenheiten nach. Die Schaufenster waren sorgfältig aufgemacht, ordentlich und übersichtlich. Aber welch ein Unterschied zu der Kölner lebensfrohen Eleganz, die selbst die schwere Kriegszeit überlebte! Die siegessichere Lebenskunst Kölns bescherte durch alle Mühsal hindurch den Augen frohe Farben in den Auslagen, auf den Hüten und am Himmel; den Nasen alle Gerüche, vom holländischen Käse bis zum süßen französischen Parfum; den Ohren alle Musik, vom Radau der Kölner Gassenjungen über das Tuten ankommender Schiffe bis zum schweren Geläut des Domes. Und die Liebe in Köln bekam aus allen Fernen, die sein Strom bespülte, Lieder, Düfte, Launen zugetragen und belebte heiter und jeden Tag neu die Straßen und Plätze.

Und wie steigerte sich dies alles in eine erregende Apotheose am Kölner Abend: wenn das rote Licht der untergehenden Sonne alles in Glut hüllte und das silberne Band des Flusses es einfasste. Alles Farbige ertrank in Rot, und durch alle Düfte drängte sich langsam der herbe, kühle Geruch von Wasser und Teer. Über den besessenen Lärm der Straßen und Gassen schwang sich der schwere Sang der Abendglocken. Und die Liebe wurde ernst ...

In was für einen Abend aber waren wir hier geraten! Ach, hier gab es keine Farben, die sich der Nacht zum Op-

fer brachten: nützlich und angebracht verhielten sich hier die Tage, und die Nächte hatten keine Brände zu löschen. Die Nacht kam immer pünktlich, nie zu früh und nie zu spät, und sie brachte keine erregenden Überraschungen mit. Sie kam vom flachen Land vor der Stadt, wo sie aus den Anlagen kleiner Wäldchen aufgestiegen war, und aus träge fließenden Kanälen. Die dort geborenen Nächte brachten nichts mit als Lichtlosigkeit, und das Erlöschen des Tages vollzog sich ohne Spiel und ohne Abschied. Die Jalousien rasselten pünktlich herunter, die Türen wurden geschlossen. Die Kuckucksuhren aus dem Schwarzwald schlugen sieben in den guten Stuben, und die Männer kehrten heim. Fleißig entleerten sich die Straßen, denn sie müssen sich früh und pünktlich wieder füllen. Und die grauen Gesichter der Menschen sind müde von unablässiger Arbeit: denn sie schaffen nicht für den Abend, diese Stunden voller Segen, sondern sie arbeiten um der Arbeit willen.

Sie sind wohl das fleißigste Geschlecht Deutschlands, die Sachsen; aber sie sind noch zu jung. Die erfolgreiche Mühsal ihrer Kolonisatoren und die anerkennende Unterwürfigkeit der Kolonisierten liegt noch in ihrem Blut. Sie haben nicht den Feierabend verfallender Kulturen gekannt mit ihrem Reichtum an Weisheit und Schwäche. Rom, Griechenland und das immer für den Abend lebende Frankreich sind weit von dort.

Dort hebt die große Ebene an, die schließlich einmal in die Unermesslichkeit Russlands hinübergehen wird. Aber hier, in ihrem Beginn, ist sie noch flach, und erst spät wächst sie über sich hinaus und wird zum Raum, in dem die ewigen Winde spielen und die Farben kein Ende finden. Dort ergreift sie die Menschen und verstrickt die Seelen in die Gefahren ihrer Inbrunst und lässt sie fallen in die Verlassenheit ihres Gleichmuts. Hier aber noch trägt sie gedul-

dig karge Gewächse, die der Fleiß der Bauern auf ihr zieht, und die tristen Städte der Industrie, in denen die Arbeit wohnt.

Wohl kaum irgendwo sonst in Deutschland gibt es so gute Arbeiter, so hingebungsvoll schaffende Handwerker wie in Sachsen. Der Sinn und das Ethos des Lebens liegen für sie in der Arbeit als solcher, und die Freizeit ist nur Unterbrechung, nicht Ziel. Kommt ein Sachse nach dem Westen des Reiches, so wird er finden, dass dort die Menschen faul sind, auf nichts anderes wartend als auf ihre ewigen Feiertage, wobei die Katholiken und die Protestanten an ihren beiderseitigen Festen jeweilig dankbar Anteil nehmen. Er wird befremdet sehen, wie sie ihre Tage schmücken, statt sie tätig ohne Aufenthalt zu durchqueren.

Es ist ein Volk von hart arbeitenden Untertanen, die in ihrer unfrohen Strebsamkeit selten zum großherzigen Gewähren und Gewährenlassen kommen, weder sich selbst noch ihren Mitmenschen gegenüber.

So folgt man auch in kaum einer Gegend Deutschlands dem Nationalsozialismus so fanatisch wie in Sachsen. Nicht, dass die sächsischen Menschen grausamer wären als die Bewohner anderer Himmelsstriche. Aber die Gründlichkeit ohne Erbarmen, die Unterwerfung unter eine Obrigkeit, ohne sich die Freiheit zur Güte zu bewahren, das Gehorchen um seiner selbst willen, weil es Sinn in sich selbst, ja Genuss ist, – diese willige Antwort auf den Anruf der Tyrannei ist in kaum einem andern Land Deutschlands so ohne Vorbehalt gegeben worden wie in Sachsen. Emsig und fleißig wie bei jeder Arbeit waren sie beim Schmieden jener Ketten, die ihre eigene Freiheit vernichten sollten.

Nur eins leuchtete immer wieder auf im sächsischen Alltag selbst jener dunklen Zeit: der sächsische Witz. Er ist aus der Gescheitheit dieses Stammes geboren, der so viele

bedeutende Männer hervorgebracht hat wie sonst nur noch Schwaben. Ihr Geist ist flink, wendig wie ihre Körper, und behänd ersieht er Schwächen und Unvereinbarkeiten an Menschen und Situationen. Mit Nüchternheit gekocht, mit Schadenfreude gewürzt, mischen sich die Witze, Produkte einer inneren Aggressivität, unter das vorgeschriebene Tun und Lassen, erkennen, wie viel Geist, aber auch wie viel versteckte Unbotmäßigkeit in diesem Volke wohnt.

Alles dies erwartete uns nun also an jenem Abend im November. Ein Mann, den wir am Bahnhof nach unserer Straße fragten, gab uns, obwohl er sehr in Eile war, bereitwillig eine ausführliche Antwort, und so fanden wir uns bald in unserer Pension – einer der teuersten Leipzigs – in einem kalten, dürftig möblierten Zimmer. Während wir noch ernüchtert, denn wir hatten uns auf einige Monate Hotelkomfort gefreut, standen und uns umsahen, kam auch schon Hilde, das Zimmermädchen, um uns in alles Wissenswerte in sachkundiger Rede einzuführen. Ihre Charakterisierung der Pensionsinhaberin und ihres Betriebes war von jener Scharfsichtigkeit, die der Hass diktiert, denn sie stand in äußerst gespanntem Verhältnis zu ihrer Herrin, und die Gäste wurden ohne Erbarmen vor die Entscheidung gestellt, auf welche Seite sie sich schlagen wollten. Neutralität gab es nicht. Während auf Seiten von Frau Hagebreck die Autorität stand, konnte Hilde für sich Tüchtigkeit und Schlaueit buchen, mit denen sie ihren Lieblingsgästen allerlei Vorteile zu verschaffen wusste. Wir wählten, nachdem wir Frau Hagebreck gesehen hatten, unbedenklich Hilde und fuhren gut damit.

Frau Hagebreck war, was man einen unleidigen Menschen nennt. Ihr blasser, schmaler Mund brachte nur Klagen hervor über ihr schweres Schicksal, die Last ihrer Ar-

beit und die Mühe, die ihr die Gäste verursachten. Jeder Anspruch an sie war eigentlich eine Zumutung, denn sie hatte das Zimmervermieten in ihren früheren Jahren nicht nötig gehabt und erkannte es auch heute noch nicht als ihr Schicksal an. Damals hatten sie einen Gutshof, aber sie hatten ihn nicht halten können, und so mussten sie in die Stadt ziehen und vom verbliebenen Geld diese Pension eröffnen. Der Mann arbeitete schuldbewusst und stumm einige Stunden am Tag als Verwalter auf einem befreundeten Gut, während die Frau nun über Zimmer, Personal und Pensionäre herrschte. Jeder Gast, der kam, war ein Gesandter des ihr feindlichen Schicksals und wurde mit vorwurfsvollen Klagen empfangen. Ihre lamentierende Stimme war in allen Zimmern zu hören; sie war mit ihren kleinen, harten Schritten, die wie Steppstiche die Räume durchliefen, unaufhörlich überall.

Mit Hilfe von Hilde hatten wir uns bald ein besseres Zimmer erstritten, und es folgte jetzt ein seltsames Jahr. Ernst hatte in seiner Stellung einen guten Anfang und war bald von einer befriedigenden Arbeit erfüllt. Der solide Fleiß und die gleichmäßige Tüchtigkeit des sächsischen Betriebes hoben sich vorteilhaft ab von der häufig etwas unzuverlässigen Geschäftigkeit Kölner Industrieller. So war Ernst bald in eine Ordnung eingefügt, die ihn trug und ihn manche Stunden vergessen ließ, wie bedroht wir als Mischehe im nationalsozialistischen Staat waren.

Für mich war das anders. Ich bekam vom Schicksal jetzt geschenkt, was ich mir schon so lange gewünscht hatte: Zeit. Doch wie so anders, als wir sie gemeint haben, sieht oft die Erfüllung unserer Wünsche aus! Die Zeit, die ich nun geschenkt bekam, da ich nicht für Haus und Kind zu sorgen hatte, war eine schreckliche Zeit. Ihre Stunden waren wie drohende Masken, und in ihrer Stille steckte lau-

ernnd der Feind. Ich kauerte vor ihnen, gehetzt und gespannt: Voll Furcht erwartete ich ihr Kommen, und wenn sie da waren, erlebte ich nichts als das Warten auf ihr Vorübergehen.

Ich wartete auf jedes Klingeln des Telefons und auf jedes Läuten an der Tür, und wie oft gehen Tür und Telefon in einer Pension! Aber gleichmütig sprachen andere in den Apparat und trafen eine Verabredung für den Nachmittag, wie beneidete ich sie um ihre belanglosen Vorhaben! Gleichgültige Besucher waren es, die an der Tür klingelten, eine Weile blieben, wieder gingen. Wie sehnlich wünschte ich mir diese Bedeutungslosigkeit, in meinem Leben gab es sie nicht mehr. Welches Gewicht hatte jede dieser scheinbar gleichmäßig vergehenden Stunden, die gelangweilten Gesichtes vorüberzogen und mich nicht vernichteten. Welch grausame Verkehrung des Sinnes menschlichen Daseins, wenn wir die Tage beginnen mit dem einzigen Wunsch, dass sie uns vergessen und fallen lassen mögen in ein Nichts, in dem uns nichts geschieht.

Der Einzug einer Mischehe in eine neue Stadt war ein gefährliches Wagnis. Während eine rein jüdische Familie den Ort überhaupt nicht wechseln konnte, war uns das erlaubt. Wir persönlich waren darüber hinaus noch privilegiert, da wir unser Kind Peter hatten; kinderlose Mischehen waren schlechter gestellt. Peter war nicht bei uns. Wir hatten ihn wegen der Fliegerangriffe in meine süddeutsche Heimat gebracht und konnten ihn auch nicht zu uns nehmen, bevor wir eine Wohnung hatten und wussten, wie in der neuen Stadt unser Leben aussehen würde. Doch mussten wir seine Abwesenheit als möglich verschweigen, um unsere Privilegien nicht zu verlieren.

Eine neue Stadt, die man zum ersten Mal betritt, um dort zu leben, ist eine Sphinx, voll Rätsel und Gefahr. Sie ist ein Abenteuer mit all seinen Lockungen und Zweifeln. Aus dem Allzuvertrauten der Heimat ist man plötzlich hineingestellt in das ganz Fremde: kein Stein, kein Baum, kein Gesicht, das man kennt. Die Zeit geht einen anderen Gang, die Blumen blühen in fremden Farben, die Kinder spielen andere Spiele. Tausende von stummen Fenstern blinken, und eines muss darunter sein, das unser wird. Unter den Tausenden von Türen eine, die sich uns öffnet. Doch welche? Und welches Leben wird dann auf uns warten hinter den Mauern des fremden Hauses? Wie wird es sein in der neuen Stadt? Ach, wir werden ihre Schönheiten suchen und finden, wir werden ihre Widerstände besiegen. Unser Heimweh werden wir in neue Tage tauchen, und sie werden davon reich und schwer werden wie Trauben. Ein neues Glück und neue Schmerzen werden hier für uns geboren werden; und wir in ihnen.

Doch kam ein Jude in eine neue Stadt, dann war dies alles anders. Ja, zuerst waren sie noch ahnungslos, diese Straßen, diese Gärten, und die Standbilder auf den Plätzen grüßten feierlich, auch ihn.

Wie aber wurde alles, wenn sie wussten? Wenn es offenbar war, durch Belege und Stempel, dass er eigentlich nicht sein dürfte? Dass er mit Widerwillen nur geduldet war, ein unvermeidliches Unkraut, eine Schande für die Volksgemeinschaft? Die Menschen, die alle die Häuser gebaut und die Standbilder erstellt haben, verfemen und ächten den fremden Juden, der nun zum ersten Mal vor all dem Errichteten hier steht, wie in einer feierlichen Festung. Zögernd, zögernd prüfen seine Schritte die ersten Straßen, als müssten sie warten, ob der Boden hält. Schnell und misstrauisch spähen seine Augen nach besonderen Dingen:

nach Läden für Juden, nach dem Polizeipräsidium, nach Gestapo und Gefängnis. Sind nicht auch die von den Menschen gepflanzten Blumen giftig? Beginnt nicht die Statue des Kurfürsten dort im feindlichen Galopp gegen ihn zu reiten? Wo hält diese Stadt ihre Drohungen versteckt?

Und wo sind jene andern, seine heimlichen Brüder, die Juden ohne Privileg, die nicht bevorrechtet und verdammt sind, unter den Feinden zu leben, sondern eingeschlossen in der Burg des Ausschusses, dem Ghetto? Für sie gibt es kein Verbergen und keine Rettung, – eine wehrlose Masse ohne Waffe, sind sie den Angriffen des Feindes ausgeliefert. Und doch: manchmal sehnt sich der noch in scheinbarer Freiheit gelassene Jude nach ihrer gefahrumdrohten Gemeinschaft. Gibt sie doch Halt und das Bewusstsein, nicht allein zu sein. Manchmal möchte er sie abwerfen, die Bürde seiner geliehenen Rechte, die ihn zwingt zu heucheln, zu verschweigen und ein Gesicht zu zeigen, das nicht das seine ist. Mehr noch als fremde Verachtung ächtet es, den eigenen Stolz mit eigenen Händen erwürgen zu müssen! Wie demütig dankbar sammelt man freundliche Blicke, welche Erleichterung des Lebens, wenn die arische Rasse das fremde Blut nicht ahnt!

Und welches Staunen, dass die Sonne allen Menschen scheint, auch ihm! Ach, die Sonne – sie hat sich sonderbar verändert. Fremd hängt sie unter einem fremden Himmel, als beschiene sie nur andere Tage, nicht die seinen. Ja, so ist es: Es ist ihre Sonne, die der Mächtigen und Vielen, die all die Häuser hier gebaut und deren Siege auf den Plätzen stehn. Wo nehmt das Recht ihr her, die Erde mir zu stehen? Habt ihr die Sterne gesät, den Mond gepflanzt? Gehört Gott euch?

Ihnen gehörte die Erde, ihnen gehörte die Stadt!

Einen Tag noch freuten wir uns der Freiheit, nirgendwo Bürger zu sein, – dann kam die Meldung bei der Polizei.

Betrat man solch ein fremdes Polizeibüro, so suchte man schnell in den Gesichtern der Beamten: Welches erweckt am ehesten Zutrauen? Wer wird unser Anliegen, als Mischehe in die Stadt zugelassen zu werden, am wohlwollendsten prüfen? Welcher Mund soll den Namen aussprechen: »Sara«, den alle jüdischen Frauen zu tragen hatten, während die jüdischen Männer ihrem Namen »Israel« hinzufügen mussten, – Sara, das alte königliche Wort, von der hämischen Grausamkeit der Menschen jetzt mit Spott hängt!

Wir hatten Glück mit dem Mann, den wir ausgesucht hatten. Er ging über den Namen mit Diskretion hinweg und übersah absichtlich, dass wir ihn so schwach im Formular eingetragen hatten, dass man ihn auf dem Durchschlag, den wir täglich bei allen möglichen Gelegenheiten vorzeigen mussten, kaum mehr sah. So glaubten wir uns schon in die feindliche Burg eingeschlichen zu haben und herumgehen zu können wie die andern, – da wurde ich am nächsten Tag in der Pension ans Telefon gerufen, und der Beamte erklärte mir, dass es so einfach doch nicht sei, sondern dass wir zu einer Registrierstelle müssten, uns dort zu melden.

Wir wurden freundlich auch dort empfangen. Der Kampf der Festungsbewohner gegen den inneren Feind ging nicht mit Kriegsgeschrei vor sich wie die Ausfälle nach draußen.

Mit der Miene angenehmer Zuvorkommenheit wurden hier Leben durch Striche und Stempel gefoltert, wurden Seelen durch Papier zerstört.

An den Wänden des Büros, in das wir bestellt waren, hingen riesige, sorgfältig ausgeführte Diagramme, die den Stand der Kampfhandlungen zwischen dem deutschen Volk und den Juden und Mischehen aufs Genaueste aufzeigten. Hier konnte man, unterteilt nach Ländern, Bezirken, Städten und Dörfern, in Prozenten die Stärke der beiden Gegner ansehen. Und alles, was an Eigenschaften des inneren Feindes von Belang sein konnte, war hier eingezeichnet: Altersklassen, Verteilung auf die Berufe, Geburtenziffer, Bevölkerungsdichte, Zahl der Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg, Gesundheitsstand. Wie eine verantwortungsbewusste ärztliche Statistik sah das Ganze aus, und ebenso machte auch der Beamte, der hier waltete, einen freundlich-zuvorkommenden, wohlwollenden Eindruck wie ein Bezirksarzt, der umsichtig darüber wacht, dass alle Bewohner zu ihrem eigenen Wohl laufend untersucht und mit guten Ratschlägen versehen werden.

In Wirklichkeit war es ein Kriegsplan, grausamer als alle Kriegspläne draußen im offenen Kampf. Denn der Gegner war ja schon besiegt, die Fliege hing ja schon im Netz. Die Spinne spielte nur in aller Gründlichkeit quälende Spiele mit ihrem Opfer, bevor sie sich, irgendwann einmal, entschloss, es zu verspeisen.

Hier konnten wir ablesen, unter welche Stufe der Unerwünschtheit wir selber fielen, welche Momente der Belastung oder Entlastung für oder gegen uns sprachen, und wir konnten abschätzen, wie lange es etwa dauern mochte, bis der Feind, nach Erledigung vordringlicherer Aufgaben, sich unserer Vernichtung zuwenden würde. Hätte man in diesem Kommandoraum noch laufend Pläne des äußeren Kriegsschauplatzes aufgehängt, dann hätte man das eigene Schicksal nach mathematischen Funktionen bestimmen können: denn die inneren Kriegshandlungen waren

immer abhängig vom Stand der äußeren. Äußere Siege verhiessen relative Ruhe nach innen, denn die Gefühle und Energien des Volkes waren in befriedigender Weise auf freudige Ereignisse hingelenkt und saturiert im Bewusstsein eigener Macht. Äußere Misserfolge aber oder Stillstand ließen die Kampfhandlungen auf dem inneren Kriegsschauplatz aufflammen, denn die Aggressionsenergien eines unterdrückten Volkes brauchten einen zu besiegenden Gegner. Das geschundene Selbstbewusstsein der Deutschen, verletzt durch ihre eigenen Machthaber, brauchte ein Objekt, an dem es sich wieder emporrichten und rehabilitieren konnte. Siege musste das deutsche Volk haben, mochte man sie auflesen, wo es auch sei. Und so wurde ein Gegner hergerichtet und herausstaffiert, der für jede passende Gelegenheit bereitstand, um geschlagen zu werden. Der Einfachheit halber fasste man die Hauptmasse des Paradedeindes in geschlossenen Bezirken zusammen, den Ghettos, wo man ihn jederzeit fand, wenn man ihn brauchte. Wie hob sich das Selbstgefühl der Deutschen, wenn sie dort vorübergingen und der Vorsehung dankten, dass sie nicht waren wie jene und dass sie, wenn auch beunruhigt durch den Blockleiter und bespitzelt durch die NS-Frauenchaftsführerin, doch zu den Herrenmenschen gehörten, jenen Hellen und zum Sieg Geborenen. Mochte das Leben auch schwer und entbehrungsreich sein, – sie waren ausersehen, mitzusiegen. Wohl mochte manchmal ein lähmendes Gefühl von Unheimlichkeit und Angst sie beschleichen, wenn sie an jenen zum Untergang bestimmten Straßen vorübergingen, der Angst vor ihren eigenen Herren, die solche Macht besaßen. Doch das verstärkte in ihnen nur den verzweifelten Willen, koste es, was es wolle, bei den Siegern zu sein.

Uns aber war klar vor diesen umsichtigen Plänen, dass der Sieg des Siegers unser Tod war. Hier gab es kein Entrinnen. Jede unserer Bewegungen war überwacht, unsere Atemzüge waren belauscht. Bis in das Schlafzimmer drang der Feind: Er sah noch für eine Weile unsern Umarmungen zu, aber es war sicher, dass er eines Tages diese »privilegierte Rassenschande« als untragbar für das deutsche Volk erklären und die Mischehen zerstören würde.

Sahen sie auch in unser Herz? Wussten sie, dass wir ihnen verzweifelt den Tod wünschen mussten, damit wir selbst am Leben blieben? Wussten sie, dass wir die fremden Flieger, die wahllos den grausamsten Tod über die Stadt säten, als unsere Retter begrüßen mussten? Während wir selbst zitternd im Keller saßen, während wir taub wurden im Lärm der Himmel, während wir blind wurden im beißenden Rausch und im züngelnden Feuer, mussten wir wissen, dass nur dieses Grauen uns das Leben schenken konnte. Den schnellen Tod durch ein blindes Geschick zogen wir vor dem umsichtigen Untergang durch die Menschen. Sahen sie, die feindlichen deutschen Brüder, in unserm Herzen die Qual, uns verschwören zu müssen mit dem Grauen der Nächte, das unsere Hilfe war? Den apokalyptischen Ritt des Feuers über die Städte mitreiten zu müssen im verzweifelten: »Sieg oder Tod«? Sahen sie, wie wir zu Verbündeten werden mussten jener Geister der Unterwelt, die die Schlachtfelder heimsuchten und die menschlichen Leiber zerfleischten? Der Friede der Deutschen war unser Krieg, ihr Krieg unser Friede. Sie verkehrten unsere Gefühle, sie missbrauchten unsere Seelen zu unnatürlichen Wünschen, und der Hass des vergewaltigten Opfers erstand in uns. Sie haben uns gelehrt, an das Heil der Zerstörung zu glauben und an den Segen fremder Siege. Was ihre Freuden waren, wurde unser Leid, und ihre Schmerzen wurden

unsere Freuden. Ihre Triumphe wurden uns zu Niederlagen und ihre Demütigungen unsere Hoffnung. Die menschlichen Gefühle zerbarsten uns in Stücke. Zwei Gesichter bekam das Leben: das ihre und das unsere. Und wir lernten erfahren, dass ein gleiches Geschehen sie lachen machte und uns weinen ließ. Nichts Gemeinsames gab es mehr zwischen ihnen und uns: Wir lebten ihre Tage mit, aber es waren fremde für uns. Denn sie, die Mehrzahl und die Mächtigen, hatten die Tage gemacht mit ihrer Ordnung, ihren Beschäftigungen, ihren Regeln und vorgeschriebenen Musen. Wir aber waren nur Bettler ihrer Zeit.

So lebte ich nun als fremder Gast – wie unermesslich fremd, wusste nur ich selbst – in unserer Pension. Lautlos reihte sich ein Tag an den andern. Ich war viel allein, Ernst kam erst am Abend heim. Ich konnte lesen, arbeiten, ruhen und zusehen, wie der Winter schwer sich auf den Hof vor unsern Fenstern legte. Mit dicken Lasten von Schnee bedeckte er alles, und immer mehr und mehr Schnee wehte lautlos herab. Ohne Grenze gingen Himmel und Erde ineinander über, und die Sonne hatte keinen Ort mehr. In den Nächten gefror der neugefallene Schnee, und eine feste Eisdecke legte sich auf Straßen und Plätze. Die Bäume standen steif und starr, und die Standbilder wurden zu fantastischen Gestalten, deren Bedeutung niemand mehr verstand.

In der Pension häuften sich die Klagen, dass nicht genug geheizt würde, aber ich klagte nicht; ich hatte keinen Mut. Meine ganze Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, nicht aufzufallen und zu sorgen, dass man mich vergaß. Darüber spürte ich nicht, dass ich fror. Frau Hagebrecks Gedanken durften nicht auf mich gelenkt werden. Wie ein Schatten musste ich sein, der nicht Luft und Raum weg-

nahm, ein sympathisches, immer freundliches Etwas, ohne Ansprüche, ohne Forderungen, dem man nur Gutes nachsagen konnte. Ich durfte es nicht wagen, mit Frau Hagebrecks griesgrämiger Hartherzigkeit den Kampf aufzunehmen, denn was sollte geschehen, wenn sie uns kündigte? Ich war tief in ihrer Schuld, da ich illegal hier wohnte, denn dem Gesetz nach durfte kein Hotel, keine Pension mich aufnehmen. Aber wir hatten ihr das Anmeldepapier zur Unterschrift gegeben, bevor wir »Sara« eingetragen hatten, und wir hatten erreicht, die weiteren Formalitäten selbst zu erledigen, was sonst die Obliegenheit des Pensionsinhabers war.

»Wir gehen sowieso in die Stadt«, sagten wir, »wir wollen Ihnen diesen Gang gern abnehmen.« Und so war die List geglückt. Aber wir konnten nicht hoffen, dass es uns anderswo ein zweites Mal glücken würde, und so waren wir darauf angewiesen, um jeden Preis diese Stellung zu halten. Oft, wenn ich mit Frau Hagebreck sprach, stellte ich mir vor, wie sie aussehen, wie sie sprechen mochte, wenn sie »es« erfahren sollte, und so viel Unangenehmes sie einem auch meist mitzuteilen hatte, – man war glücklich, dass es nicht »jenes« war, jene gefürchtete Verweisung aus dem Haus.

Damals erfuhr ich den Unterschied zwischen gemeinsamer Last aller, vom Staat an alle zugeteilt – wie es die Beschwernisse des Krieges waren –, die sich in Gemeinschaft leichter tragen, und besonderer Last, illegaler Bürde sozusagen, die einen Einzelnen zeichnet und absondert. Wie viel schwerer wiegt diese! Wie schwer war etwa jener Gang zum Lebensmittelamt, wo wir an der Stelle für »Mischehen« unsere Karten holen mussten, während die übrigen Einwohner sie ins Haus gebracht bekamen. Gewiss: Ein Gang zur Kartenstelle war sicherlich kein beson-



Lotte Paepcke (geb. 1910 in Freiburg im Breisgau, gest. 2000 in Karlsruhe) war eine deutsche Schriftstellerin, Essayistin und Radioautorin, die als Jüdin das Naziregime in Deutschland überlebte. Für ihr literarisches Werk, das das Lebensthema jüdischer Existenz in Deutschland behandelt, und ihre später veröffentlichten Gedichte erhielt Paepcke am Ende ihres Lebens den Johann-Peter-Hebel-Preis.

Gefällt Ihnen dieses Buch? Dann empfehlen Sie es bitte weiter.
Mehr über den 8 grad verlag finden Sie auf www.8gradverlag.de
und in unserem Newsletter.

Neuausgabe, 1. Auflage 2026

© 2026, 8 grad verlag GmbH & Co. KG

Sonnhalde 73 | 79104 Freiburg | info@8gradverlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Der Verlag behält sich eine Nutzung des Werks für Text- und
Data-Mining gemäß § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: Julie August, Buenos Aires/München

Lektorat: Matthias Grüb, Freiburg

Herstellung: folio · print & more, Zirndorf

Gesetzt aus der Caslon und der Avenir 45 Book

Papier: Munken Print cream 100 g/m² 1,5-fach

Druck und Bindung: Steinmeier GmbH & Co. KG, Deiningen

Printed in Germany

ISBN 978-3-910228-62-7

www.8gradverlag.de